Laterna Magica : 6. Teil [Fortsetzung]

Autor(en): **Mieg, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **65 (1994)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-918019

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Laterna Magica (6. Teil)

von Peter Mieg

Der Schlosshof von Spiez mit seinem Springbrunnen, mit den alten Bäumen, zwischen denen der Blick auf den See und auf die zu- und abfahrenden Dampfer geht, war köstlich, besonders wenn man den Schlosshof wie den eigenen Garten betrachten konnte. Max hatte von Frau Doktor Schiess das umgebaute Gärtnerhaus gemietet, das, reizvoll am Rand des Schlossgartens, hoch über dem Hafen gelegen ist. Auf der Terrasse waren Fresken von Surbek zu sehen, im Innern Bilder von Barth und Marguerite Frey. Hübsch waren diese Räume, worin ich im Lauf des Sommers und Herbstes 1935 so oft weilte. Auch ein Stück Strand gehörte der Besitzerin des Hauses. Neben den alten, herb duftenden, einen Aussichtaltan umrankenden Efeubüschen zum See hinunter zu gehen stimmte ferienhaft.

Alle gemeinsam mit Franz Max verbrachten Tage und Wochen waren ferienhaft. Es waren nicht nur landschaftlich anziehende Gegenden, die er wählte, sondern er wusste sie auch zu beleben. Mit seinem ersten Wagen,

einem offenen kleinen Mercedes, den die Mutter Mister Gray getauft hatte, auch mit dem zweiten, dem offenen Dodge-Zweiplätzer, dessen aufklappbarer Kofferraum zwei weitere Plätze bot, machten wir unendliche Fahrten, sei es in der Schweiz, sei es in Frankreich.

Eine der irrsten führte von Faoug am Murtensee, wo Max schreibend einen Winter zugebracht hatte, zuerst nach Villeneuve, im Nichtwissen, ob man Richtung Italien oder Frankreich fahren solle, nach Genf. Von dort über den Col de Faucille nach Dijon, nach Fontainebleau, wo wir abends nach zehn Uhr ankamen und die Hotelzimmer im Aigle Noir so schön fanden, dass wir sie malen mussten. Die französischen Hotelzimmer sind immer malenswert. So malte ich den gelben Vorhang, das Cheminée, die geblumte Tapete. Erst lange nach Mitternacht, erschöpft und hungrig, zogen wir in ein Restaurant, wo es nichts Warmes mehr gab. Es brauchte die Überredungskünste von Franz Max, um noch eine Omelette fines herbes zu bekommen.

Während des Zweiten Weltkrieges hatte Franz Max seinen Wagen einstellen müssen. In Ascona, wo er mit seiner Mutter und der rührenden Hilfe Esther-Theres wohnte, musste Velo gefahren werden. Ich kam nicht darum herum, selber wieder Studien im Velofahren zu machen, das ich kaum je richtig beherrscht hatte. Meine längste Fahrt ging nach Losone. Immerhin. Max hatte die Casa Margiana, ein Puppenhaus am See, gemietet, das den Stinnes gehörte. Es hatte drei kleine Räume, ein Zimmer für Missis, eines für die getreue Theres, eines für Max.

Im Wohnzimmer wurde für mich ein Feldbett aufgeschlagen. Max und ich als Superindividualisten konnten niemals im selben Raum schlafen, denn die Nacht-Wachheit von Max und seine überbordenden Monologe hätten nie einen Schlaf erlaubt. Der Versuch, gemeinsam in jenem einzigen Wohnraum zu schlafen, endete mit endlosem Gelächter. Wir spannten also ein Tuch auf, durch das wir wenigstens optisch getrennt waren. Wir nannten es das Schamtuch. Bis Max endlich still wurde und mich schlafen liess, dauerte es lange genug. Hie und da nahm er ein Schlafmittel. Auch da hatte er eine Menge zur Auswahl. Er kramte dann in seinem Medizinalsack und nahm das, was ihm für die betreffende Nacht angezeigt schien. Einmal wusste er nicht, was er eigentlich dem Beutel entnehmen sollte, denn es fehlte ihm nichts. «Was könnte ich nun wohl nehmen?» war seine Frage.

Dem Unsinn zwischen uns war nie eine Grenze gesetzt. Er balancierte immer zwischen Abgründen, genau wie das Wesen von Max zwischen überbordendem Gelächter und abgründiger Niedergeschlagenheit wechselte. Den Phasen besessener Arbeitslust folgten stets Tage oder Wochen, da er zu nichts fähig war. Die Probleme der Wohnstatt, des Fortziehens nahmen dann fast krankhafte Formen an. So war es, als er für Monate in den Tessin zog, nach Spiez, nach Prangins, nach Badenweiler, nach Paris, nach Landes-le-Gaulois, in den Midi.

Mehrere solcher Beratungen hatte ich mitgemacht, auch einen seiner Aufbrüche erlebt. Er wohnte mit seiner Mutter in Locarno in einer Pension, deren Besitzerin ihren Hühnern am frühen Morgen mit drastischem Glucksen rief. (Hinterher erwies sich jene Pension als Sammlungsort der Hitlerdeutschen im Tessin.) Es herrschte enorme Hitze. Missis mussten wir in den Keller bringen, wo sie einigermassen atmen konnte. Franz Max und ich sassen an zwei Lavabos auf den Zimmern, hatten unsere Arme in die mit kaltem Wasser gefüllten Becken eingetaucht und lachten über unsern Hitzekoller, denn anders konnte man den Zustand nicht bezeichnen. Die Hitze setzte der guten Missis immer mehr zu. So beschlossen wir die Abreise aus dem Tessin. Langenbruck, das berühmte altmodische Kurhaus mit der zur Legende gewordenen Tante Fanny, der Besitzerin, wurde mit der erfrischenden Luft zur Rettung. Ein ähnlicher Hitzekoller war in

Badenweiler zu bestehen, wo Max mit seiner Mutter in einem Sanatorium abgestiegen war, dessen Leiterin, Schwester Hilly oder Hillibalda, mit wehendem Schleier im offenen Wagen zu den Patienten des Ortes fuhr.

Das von Annette Kolb bereits verlassene Haus machten wir ausfindig. Sie lebte damals schon in Paris. Dort sah ich sie im Jahr 38 in ihrer Wohnung an der rue Casimir Périer. Nach dem Krieg lebte sie im Hôtel Cayré am Boulevard Raspail. Dort wurde auch die Verbindung zwischen ihr und Franz Max hergestellt. Als er an der rue de Varenne wohnte, waren sie fast Nachbarn. Jedenfalls war sie des öftern bei Max zu Tisch, und er führte sie auch in die Umgebung von Paris spazieren. Sehr typisch, dass sie einst mit nur einem Schuh aus seinem Auto ausstieg: sie verlor alles.

Wir assen auch einigemale mit ihr im Lutétia, in dessen Restaurant sich einige Habitués vereinigten, die von den Kellnern mit aller Schonung behandelt wurden. So jene steinalte Dame, die mit ihren Wollhandschuhen alle Brote abtastete, die eigene Weinflasche einem Ridicule entnahm, in den sie auch die Reste ihrer Purée de pommes verpackte.

Franz Max zog die Originale an. Es war lustig, mit ihm durch die Strassen seines Viertels zu gehen, wo er die ausgefallenen Erscheinungen kannte und mit ihnen endlose Diskussionen hatte über ein Nichts, wie man denn in Frankreich die Kunst, über ein Nichts stundenlang zu debattieren, vollkommen beherrscht. Da war ein Herr, der einen Tag im braunen Strassenanzug mit schwarzen Lackschuhen zu sehen war, den andern im Gehrock mit grauem Melon, mit weissen Guêtres und mit Stock; den dritten sah man ihn auf dem Zweirad, angetan mit einem altmodischen gestreiften Turnertricot, ein Käppi auf dem Haupt und die Velobrille am Hals, den vierten in einer Admiralsuniform. Er spielte ganz für sich Theater und erfreute erst noch seine Umwelt. Und die alte Antiquarin in der Nähe des Saints-Pères, die einem singenden künstlichen Vogel im Käfig zurief: «Ne te donne pas la peine, tu es déjà vendu» und ein Tuch über den Käfig warf. Es war gar nicht anders möglich, als dass Franz Max im Saints-Pères, durch eine dünne Badezimmerwand von seinen Nachbarn getrennt, jeden Laut vernahm, so dass er eines Morgens hinüberrief: «Aber Allergnädigste belieben doch davon Notiz zu nehmen, dass auch ich Deutsch verstehe», worauf die ehelichen Dispute im Nebenzimmer aufhörten.

Ach, der Erwähnung von Begegnungen mit all den halbnärrischen Figuren gemeinsam mit Max wäre kein Ende. Viele habe ich selber miterlebt. Manche Gestalten tauchten nur aus den Erzählungen von Max auf. Seine Schilderungen waren von solcher Anschaulichkeit, dass sie durchaus möglich sein konnten, auch wenn sie nur in seiner Phantasie bestanden. So konnte er von seiner in Indien verbrachten Jugend erzählen, als sei er dort gewesen. In seinem ersten Roman wird jenes versunkene Indien lebendig. Die Erzählungen seiner Mutter waren für ihn zur eigenen Wirklichkeit geworden.

Zu den ungeheurlichsten, hintergründigen Begebenheiten zählten jene der Kriegsjahre. Eine gewisse Zeit war er als HD eingezogen und verbrachte seine Tage auf einem Büro, dessen Diensttuende samt dem Vorgesetzten er in kurzer Zeit zu Halbnarren gemacht hatte. Unter anderm pflegte er eine gepolsterte Tür auszuhängen und schräg an den Tisch zu lehnen, worauf er am hellen Tag schlief. Man entliess ihn nicht ungern, denn er taugte für den Bürodienst wirklich nicht. Da ich vom ersten Tag der Mobilmachung an auf dem Lenzburger Rathaus als Hilfe für die verwaiste Kanzlei tätig war, sah ich Max nur gelegentlich, wenn ich wegen Ausstellungen oder Aufführungen nach Basel fuhr.

Eine Episode aus der Verdunklungszeit in Basel war reichlich grotesk. Im Küchlin hatte Paul Sacher die «Histoire du Soldat» von Strawinsky aufgeführt. Mitten im Stück schrie eine offensichtlich angeheiterte Dame «Arrêtez cette musique-là». Irgendwelche Nachbarn wussten sie zu

beschwichtigen, und die Vorstellung nahm ihren Lauf. Es traf sich, dass eine Gruppe von Zuhörern vom Küchlin in die Bar des Hotels Drei Könige wanderte. Vor dem Theater war es stockfinster; da sich meine Augen immer nur sehr langsam an die Dunkelheit gewöhnen, stand ich eine Zeitlang hilflos auf der Strasse, bis dann Irène Zurkinden mit einer Freundin hinzukam und wir zusammen mit Max durch die Steinen, durch die dunkeln Gassen bis zu den Drei Königen zogen.

Die Freundin war jene Schreierin, Frau Professor Eckstein. Und während in der Bar bei tobender Musik Irène und Max ihre gewohnten exaltierten Tänze vollführten, blieb ich mit Frau Professor am Tischchen sitzen. Wir unterhielten uns schreiend, denn anders konnte man sich nicht verständigen. Und worüber unterhielten wir uns? Über Versuche der Ansiedlung südamerikanischer Getreidesorten; auf diesem Gebiet war ihr Mann Spezialist.

Es musste auch während Krieg und Rationierung sein, als Max, Arthur von Daehne und ich während der Luzerner Festwochen im Hôtel des Balances wohnten. Eine Gruppe von Konzertbesuchern war im «Dubeli», jener durch Richard Wagner geweihten Gaststätte. Wir sassen quasi im Séparé im ersten Stock. Es herrschte eine sehr animierte Stimmung. Max erhob sich, um zur Dido zu gehen, die, irgendwo im zweiten Stock, nicht ganz leicht zu finden war. Nach längerer Zeit kam er wieder, und was brachte er mit? Eine Salamiwurst, die er beim Passieren der diversen Gemächer in der Vorratskammer gestohlen hatte. Die Freude aller war gross, denn sie glaubten, diese Köstlichkeit würde nun sofort unter die zahlreichen Gäste verteilt. Aber Max liess sie im Mantel verschwinden. Wer sie zuletzt gegessen hat, weiss ich nicht mehr. Vielleicht weiss es Arthur mit seinem guten Gedächtnis?

Max praktizierte damals seine Kuren mit Hunyadi-Wasser, dem bekannten Beförderungsmittel. Alle Bekannten mussten an seiner Kur teilnehmen (so wie Henna in Faoug jeden Tag mit Max in den eiskalten Bach liegen musste). Am Morgen nach dem Salamidiebstahl hatte Max als erstes seine tags zuvor gekaufte Unterhose, die sich als zu eng erwies, wie eine weisse Fahne in die Reuss flattern lassen. Dann wurde das Glas Hunyadi verabreicht. Arthur musste es trotz Protest trinken. Zum Frühstück waren wir bei Helen von Segesser, die damals das Schloss Schauensee gemietet hatte, erwartet. Wie immer mit Max gab es Verspätung. Wir nahmen ein Taxi. Kurz vor dem Schloss musste plötzlich angehalten werden. Arthur hielt sich den Bauch und verschwand hinter einem Birnbaum.

Max und ich gingen voran und sahen oben im Saal, mit seinen verschlissenen rosa Vorhängen, die in zwei Zeinen verstauten Zwillinge. Dann folgte das Frühstück, zu dem auch Arthur wieder erschien.

Kriegszustände herrschten auch, als Max und ich den noch nicht eröffneten Brestenberg bewohnten, wo es weder Wasser noch Licht gab. Madör Häusermann, die mit uns befreundete Tochter des damaligen Besitzers, hatte erwirkt, dass wir, wie Zigeuner, in einem der Gästezimmer logieren konnten. Toiletten waren nicht in Funktion, also trat das, was mir so früh als Potschamber Eindruck gemacht hatte, an deren Stelle. Wir leerten die Gefässe des Morgens in den Abgrund, wuschen uns an der Hallwilquelle, gingen im «Bären» essen, wo es trotz Rationierung unmässig viel Fleisch gab, worauf wir mit dem sogenannten Fleischdruck in den Brestenberg zurückkehrten.

Sogar ich hatte mir unter dem Régime von Max die Nachtarbeit angewöhnt. Er sass am einen Ende des Speisesaals an einem Tisch mit Kerze und schrieb, ich am andern Ende, an dem schönen ehrwürdigen Erard, und komponierte. Ebenfalls im Schein einer Kerze. Eine Zeitlang herrschte tiefer Arbeitseifer. Max schien an einer Stelle angekommen zu sein, die ihm Probleme aufgab. So schlich er sich aus dem Saal, im stockdunklen stillen Hotel. Seinerseits sah er ausgezeichnet auch im Dunkeln. Nach einer Weile erschien er wieder in ein weisses Laken gehüllt und einen Cachepot auf dem Kopf, in der Hand den berühmten ausgestopften Papagei von Wagner, der die Jahrzehnte in Würde überdauert hatte.

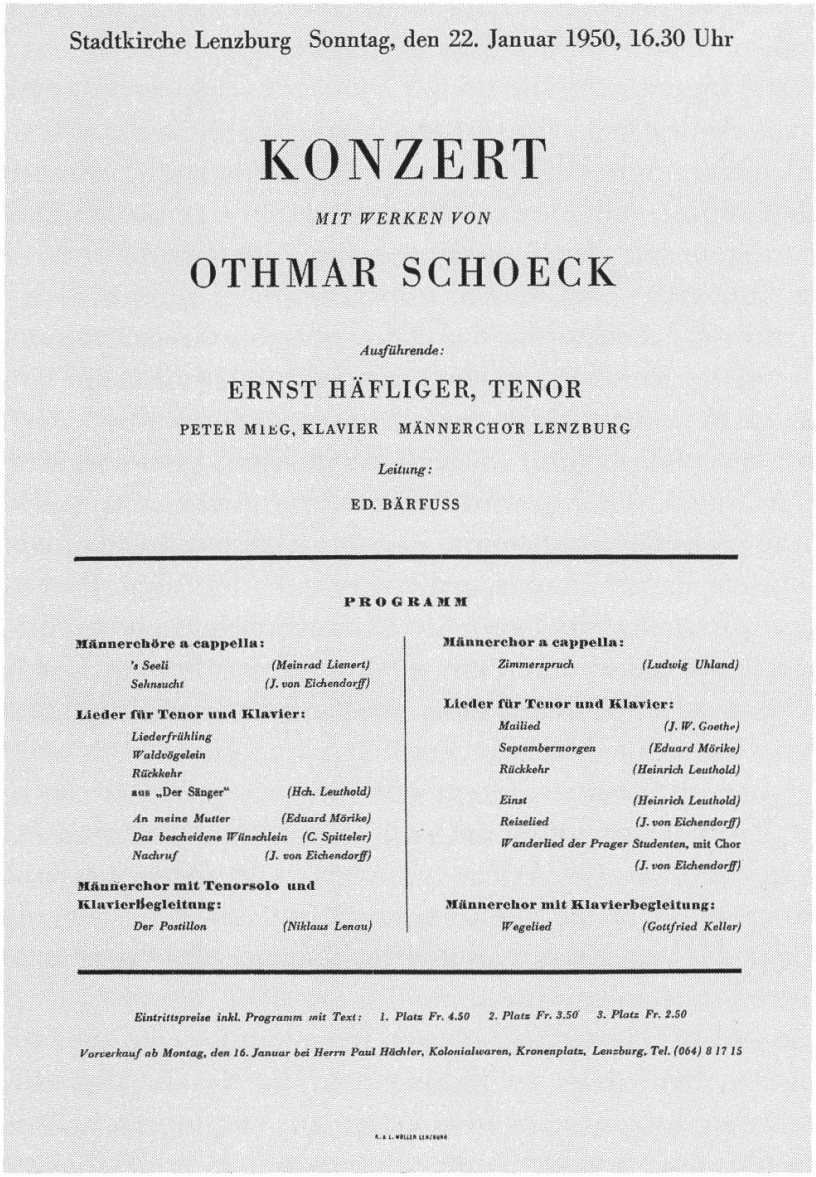
Nicht lange, so fand es Max herrlich, den Messingcachepot über das glatte Parkett schlittern zu lassen, und ich konnte nicht umhin, mich bei diesem seltsamen Curling zu beteiligen. Dass das Schiebespiel auch mit dem Papagei weitergeführt wurde, möchte wohl als Sakrileg bezeichnet werden. Allein, dem sagenumwobenen Vogel geschah nichts, und es war nicht unsre Schuld, wenn er heute nicht mehr existiert. Man hat ja auch den wunderbaren Erard zertrümmert, jenen Erard aus Schwarz und Gold. Mit Rudolf Baumgartner wurde einst ein Konzert im Brestenberg gegeben; ich begleitete ihn auf jenem Instrument.

Othmar Schoeck weilte während jener Jahre öfter im Brestenberg. Ein Nachtvogel wie Franz Max, fanden die beiden aneinander Gefallen. Des öftern sahen sie sich zu vorgerückter Stunde im hintern Stübchen bei Holliger Sämi, betreut von der guten Trudi Holliger, die so viel Sinn für die Künste hatte. Dort konnte Schoeck ins Erzählen und Schwärmen kommen. Zwei romantische Seelen trafen sich da. Einmal brachen wir sehr spät von Holligers auf. Max fand, Schoeck und ich sollten noch ein wenig vierhändig spielen. So wurde Madör gerufen, und sie suchte verzweifelt unter ihrer Klavierliteratur. Sie fand an Vierhändigem nur die Norwegischen Tänze von Grieg. Doch die waren uns schön genug, und Schoeck und ich spielten das Heft mehrmals durch. Dann begann Schoeck auswendig andere Dinge von Grieg zu spielen und zu singen, und er kam zu seinen Lieblingen Schubert und Wolf. Zwischen zwei und drei in der Frühe gab

es ein wunderbares Spielen und Konzertieren und Schwärmen, und Schoeck, zwischen Rauchen und Trinken, gab die bewegtesten Kommentare zu seinem Spiel und Gesang.

Ich traf Schoeck noch des öftern, doch nie mehr unter solch ferienhaft befreienden Umständen. Nie mehr sah ich ihn in der dunkelroten Badehose, wie er vor dem Schwimmen auf dem Steg stand und uns zuwinkte. Max und ich waren schon im See, in den ich völlig sorglos weit hinaus zu schwimmen pflegte. Max erst weckte die Angst vor der Bodenlosigkeit, konnte aber nicht umhin, mich an Stellen, wo der Seegrund erreichbar war, durch diabolische Wassergefechte ausser Atem zu bringen.

So schwankte er zwischen Schreckhaftigkeit und Schreckeinjagen, wie er, wie übrigens wir alle, Gegensätzlichstes in sich barg. Seine überbordenden Stimmungen mussten durch Medikamente ausgeglichen werden. Eine Zeit-



Stadtkirche Lenzburg Sonntag, den 22. Januar 1950, 16.30 Uhr

KONZERT

MIT WERKEN VON

OTHMAR SCHOECK

Ausführende:

ERNST HÄFLIGER, TENOR

PETER MIEG, KLAVIER MÄNNERCHOR LENZBURG

Leitung:

ED. BÄRFUSS

PROGRAMM

Männerchöre a cappella:

's Seeli (*Meinrad Lienert*)
Sehnsucht (*J. von Eichendorff*)

Lieder für Tenor und Klavier:

Liederfrühling
Waldvögelein
Rückkehr
aus „Der Sänger" (*Hch. Leuthold*)
An meine Mutter (*Eduard Mörike*)
Das bescheidene Wünschlein (*C. Spitteler*)
Nachruf (*J. von Eichendorff*)

Männerchor mit Tenorsolo und Klavierbegleitung:

Der Postillon (*Niklaus Lenau*)

Männerchor a cappella:

Zimmerspruch (*Ludwig Uhland*)

Lieder für Tenor und Klavier:

Mailied (*J. W. Goethe*)
Septembermorgen (*Eduard Mörike*)
Rückkehr (*Heinrich Leuthold*)
Einst (*Heinrich Leuthold*)
Reiselied (*J. von Eichendorff*)
Wanderlied der Prager Studenten, mit Chor (*J. von Eichendorff*)

Männerchor mit Klavierbegleitung:

Wegelied (*Gottfried Keller*)

Eintrittspreise inkl. Programm mit Text: 1. Platz Fr. 4.50 2. Platz Fr. 3.50 3. Platz Fr. 2.50

Vorverkauf ab Montag, den 16. Januar bei Herrn Paul Hächler, Kolonialwaren, Kronenplatz, Lenzburg, Tel. (064) 8 17 15

lang war es das altbewährte Sanalepsi Russi, auf das er wegen des suggestiven Namens versessen war. Als er den Namen durch Isebies Chessex zum erstenmal vernahm, befiel ihn ein Sourire. Isebies sprach ihn in ihrer Ostschweizer Mundart aus; so klang das Wort noch fremdartiger. Isebies, du lieber Himmel! wo magst du sein? In Paris? Du fabelhafte Schönheit mit den Riesenaugen, dem blond sich aufwölbenden Haar, den Malpinsel schwingend, damals in Zürich, da dein Vetter Peter Alther, die Freunde des Trios, Hans Tütsch und Franz Meyer, um dich waren und du in deiner Wohnung im Seefeld eine Einladung gabst, bei der entsetzlich viel getrunken wurde.

Ich fand mich mitten in der Nacht in einem Bett deiner Wohnung, und an meinem Lager kniete heulend Franz Meyer: das grosse Weltelend war über ihn gekommen. Ich hatte am Morgen nur einen gewaltigen Katzenjammer und musste bei der Rückfahrt im Zug die Stirn an die kalte Scheibe pressen.

Nun war vorgestern Huguette Wälli da und brachte zum Geburtstag rote Rosen. Sie kam aus Andraix, jenem Ort auf Mallorca, wo Louis Moilliet so oft weilte und malte. Ach Huguette: dein Terminkalender stimmt immer auf den Tag. Du kannst, genau wie Daniel Mieg, zu Beginn des Jahres in dein Carnet eintragen: von dann bis dann bin ich im Tessin, in Mallorca, in Cannes, in Kalifornien. Und immer stimmt es.

Nie stimmt es bei mir. Ich zeigte dir das grün bezogene Tischeli und meinen harten Stuhl. Sofort wusstest du, dass mein dummer Rücken, den ich letzte Woche meinem lieben Hans Eggenschwyler in Zürich zum Röntgen vorweisen musste, von der unrichtigen Sitzstellung und vom harten Stuhl herkomme. Möglich. Am Stuhl will ich nichts ändern. Bleibt also nur, dem Tischeli längere Beine zu machen. Und ein Kissen zu nehmen, damit die Carcasse auf dem harten Strohsitz nicht weitern Schaden nehme.

Oh, die Jahre rasen durcheinander, von reinlicher Abfolge keine Spur. Man könnte meinen, ich hätte einen gekippt. Dabei bin ich bis zur Langweiligkeit sobre. Trinke ja selten gegen Abend Alkoholisches, denn, warum soll ich es nicht sagen? ich kann doch die Wirkung der Somnifères nicht stören, unter denen jenes altbewährte Grossmüttermittel Sanalepsi Russi figuriert, das seit der Einführung durch Isebies weder bei Max noch bei mir ausser Gebrauch gekommen war. Wenn ich jeweils mit dem Zug, eine halbe Stunde vor Mitternacht, an der Gare de l'Est ankam, zu Harry an die rue du Bac fuhr, war das erste, das Fläschchen Sancta Lepsi Russi auszupacken und mir eine Portion zuzuführen.

Heute ist mein neunundsechzigster Geburstag, ich sitze da oben im Atelier. Das Telefon mag schellen, diese Erfindung des Teufels, die nur eine einzige künstlerische Darstellung erfahren hat in jenem Telefongespräch in der «Recherche», das alle Nöte und Schrecken des Erzählers preisgibt und

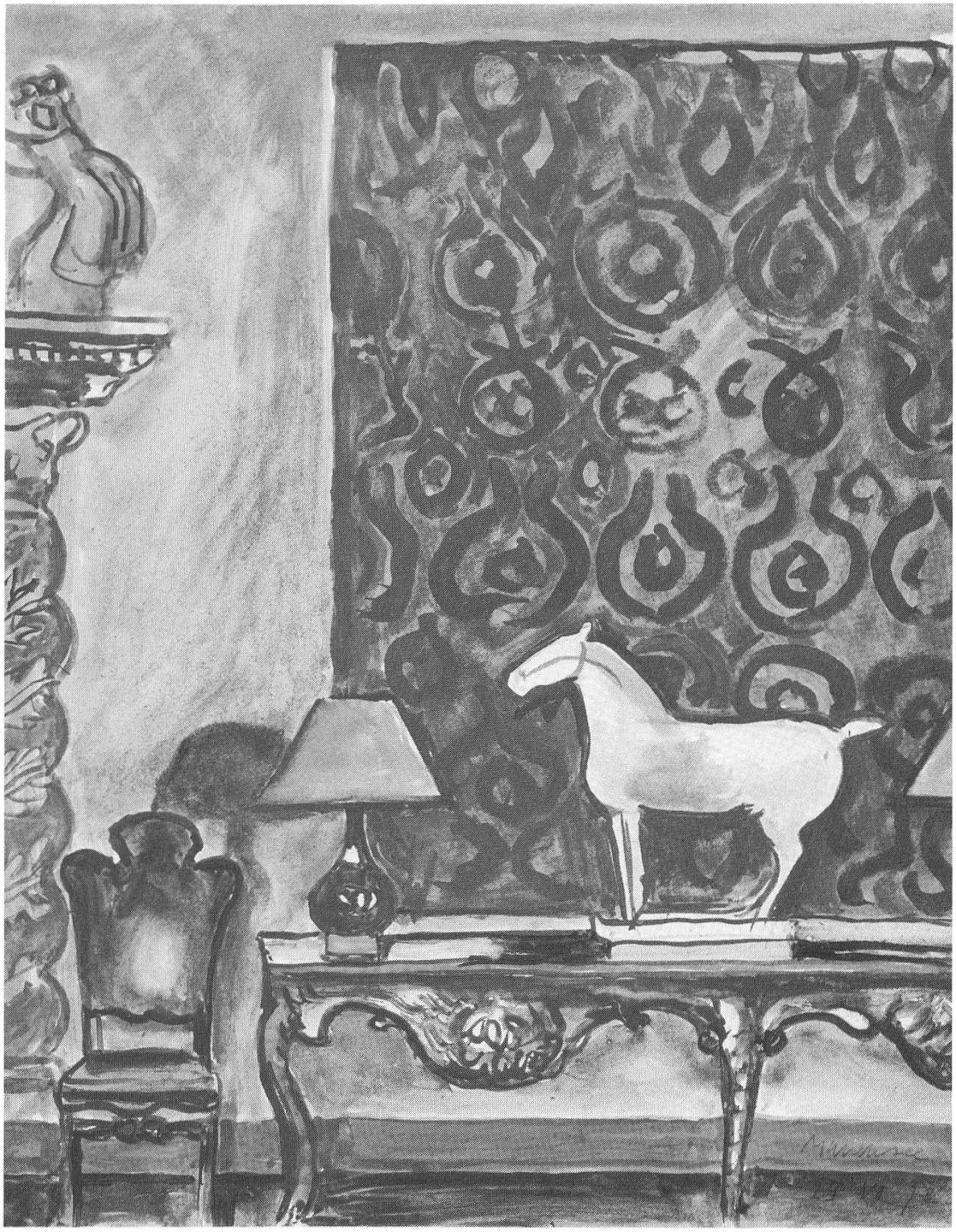
dazu die Unheimlichkeit der Erfindung, durch einen Draht mit einem fremden Menschen ein Gespräch führen zu können. Die abgründige Magie des Telefons, so unentbehrlich ihm der Apparat war, hat Proust so zugesetzt, dass er seinen Gesprächspartner nicht verstand.

Heute sind die technischen Mängel behoben. Bei einem Gespräch über weite Distanzen muss ich, trotzdem, innerlich die Hunderte oder Tausende von Kilometern überwinden. Gespräche an meinem Geburtstag sind das, was mich am meisten erschöpft. Manchen konnte ich dies Jahr entrinnen, dadurch, dass Andres mich am Nachmittag nach Mauensee fuhr, wo wir mit Charlotte ganz allein waren. Ich konnte Andres das Haus von unten bis oben zeigen, und er war von all dem Schönen, das er aus meinen dort gemalten Interieurs kannte, entzückt. Das Licht war von wunderbarer Milde, eine dunstig blaue Helle rings um den See, der Blick aus jedem der Fenster ein neues Bild.

Ich zeigte Andres auch das Bett mit dem Baldachin, in dem ich einst genächtigt hatte, als Elsie von Salis, Marta Debrunner und ich einen Abend bei Carl von Schumacher zubrachten, mit köstlichem Essen, ebenso köstlichen und vielen Weinen. Das Bett fuhr mit mir davon. Der Katzenjammer am andern Tag war wohl so gross wie jener nach dem Fest bei Isebies. Gegen Katzenjammer hilft nur Arbeit. So malte ich damals in Mauensee eine flache Schale mit Zinnien.

Nach dem Katzenjammer, der einem Gelage mit Gottfried von Einem in Salzburg folgte, in der Weinstube Moser, war ich nicht mehr in der Lage, ein Konzert anzuhören. Das Gelage begann um Mittag und dauerte bis 18 Uhr. Gottfried, heroisch, ging ins Festspielhaus, ich ins Hotel. Zwischen Moser und Hotel machten wir einen Besuch bei Freunden von Gottfried am Mönchsberg, wo wir erneut assen und tranken. Wir standen, um frische Luft zu bekommen, auf einem Balkon. Ich lehnte am Geländer und schwankte, um ein Haar wäre ich übergekippt. Ich dachte: es ist ja egal, und so ein Sturz ins Nirwana ist vielleicht nicht übel. Ich dachte in jenem Augenblick nicht an Annette Kolb; es wäre zu anstrengend gewesen. In ihrem Salzburger Buch findet sich nämlich die Stelle, wo sie von der Erschöpfung durch eine Meistersinger-Aufführung spricht, den heissen Saal vor dem Ende verliess und taumelnd zur Treppe ging. Sie war drauf und dran, sich hinunterzustürzen. Tat es aber nicht, sondern landete unten heil, fuhr in der kühlen Nachtluft nach Haus.

Heute, zwei Tage nach meinem Geburtstag (Geburtstage und Annette Kolb: sie wünschte nie, dass man ihr dazu gratuliere, sie hasste sie, wollte freilich auch nicht an ihr Alter erinnert werden, das niemand genau kannte, nur sie, die in ihrem Pass auf das Geburtsjahr einen Tintenfleck applizierte und so das Zivilstandsamt und die Welt um mindestens sieben Jahre betrog) muss ich erneut gegen den Katzenjammer ankämpfen. Man



könnte meinen, ich sei ein Säufer. Nicht doch: ich vertrage die Tage und Nächte mit vielen Eindrücken nicht mehr. Gestern zu einem Mittagessen bei den Freunden Preiswerk in Schloss Rued, hingefahren zusammen mit Annemarie Boveri. Charlotte v. Schumacher war dort, Urs und Margot, der neue Chef der HERO, Hans Tschumi, neben dessen Frau ich an einem der drei Tische sass. Es war ein Buffet-Déjeuner, mit Bouillon, kalter

Pastete, Roastbeef, Salaten und Saucen, Melonen und Kuchen; wie immer gemütlich. Die Tritte auf den tannenen Böden der Erdgeschossräume zu hören: dies gehört zur Ländlichkeit von Rued. Zum Kaffee war man oben im Saal und dem schönen Raum, der Eduards als Schlafzimmer dient und den sie bei Empfängen stets ausräumen. Keines der Kinder dabei, weder Thomas noch Eder noch Irène.

Mit Annemarie Boveri zurück, eine kleine Stunde Ausruhen, und dann mit Andres nach Luzern zum letzten Konzert der Festwochen. Boulez dirigierte die New Yorker Philharmoniker, den langweiligen Berlioz, den spannenden, rein expressionistischen «Wunderbaren Mandarin» von Bartók. In der Mitte das Bewegendste: das Klavierkonzert für die linke Hand von Ravel, gespielt von Philippe Entremont. Grossartig gestaltet, dies hintergündige Stück, welches das Dunkle in Ravels Seele aber nicht dunkel vergegenwärtigt, sondern in einer Musik voller Struktur und Klangpracht. Getroffen hatte ich Strebis und Jecklins, Elisabeth Speiser, die Eltern von Mariann Schroeder, Sylvia und Christian Sauerländer, Anne und Dominique Hunziker, die mir den soeben gedruckten neuen Prospekt mit dem eingelegten Blatt vom Manuskript des Zweiflötenkonzerts übergaben, Gix Staehelin aus New York, die getreulich die Interessen der Schweizer Komponisten in den USA vertritt und alljährlich in Luzern erscheint.

Gix Staehelin: immer fassen wir Pläne, einander zu sehen, immer sind wir beide vollauf beschäftigt. So bleibt mir nur übrig, an all die Begegnungen mit Gix zu denken, die nun Jahrzehnte zurückliegen. Als in einem der Luzerner Konzerte dieses Sommers die Musik fur Saiteninstrumente von Bartók unter Karajan gespielt wurde, fanden wir einander in der Pause und sagten, dass wir vielleicht die einzigen seien, die damals, im Januar 1937, in Basel die Uraufführung unter Paul Sacher miterlebt hatten. Uns schien, dass Karajan die schnellen Sätze viel schneller genommen hatte als Sacher.

Bartók war damals zugegen, war für die letzten Proben gekommen. Ich wohnte diesen letzten Proben bei. Bei der vorletzten im alten Musiksaal des Stadtcasinos, jenem Bau von Berri, der, wie alles in Basel, zertrümmert wurde und einem sogenannt neuen Saal Platz machte, der von Beginn an für Musik untauglich war, ergriff Bartók die Geige der Konzertmeisterin Gertrud Flügel und zeigte den Streichern, wie das akkordische Pizzicato auszuführen sei, langsam, dann immer rascher, einer geigerischen Technik der Zigeuner entsprechend.

Es war nicht das erstemal, dass ich mit Bartók in Basel zusammengetroffen war. 1935 hatte er, ebenfalls in einem der von Paul Sacher geleiteten Konzerte mit dem Basler Kammerorchester, sein Klavierkonzert Nr. 2 gespielt, dies ungeheuer schwierige, differenzierte und doch elementare zweite Konzert, das stets etwas im Schatten des dritten steht, das in seiner

BASLER KAMMERORCHESTER

KAMMERCHOR UND KAMMERORCHESTER

MITTWOCH 6. FEBRUAR 1935 20.15 UHR MUSIKSAAL

3. KONZERT

IM ABONNEMENT

GASTDIRIGENTEN PAUL HINDEMITH BERLIN; MAX STURZENEGGER FRAUENFELD; PHILIPPE STRÜBIN (CHORLEITUNG) MÜLHAUSEN

SOLISTEN MAX MEILI TENOR MÜNCHEN; BELA BARTOK KLAVIER BUDAPEST

CHOR KAMMERCHOR, UNTER MITWIRKUNG DES GESANGVEREINS «CONCORDIA» (LEITUNG PHILIPPE STRÜBIN) MÜLHAUSEN
ORCHESTER KAMMERORCHESTER, VERSTÄRKT DURCH MUSIKER DER B. O. G.

PROGRAMM

PAUL HINDEMITH
geb. 1895

SINFONIE «MATHIS DER MALER»*
Engelskonzert - Grablegung - Versuchung des heiligen Antonius
Unter Leitung des Komponisten

BELA BARTOK
geb. 1881

2. KONZERT FÜR KLAVIER UND ORCHESTER (1933)*
Allegro - Adagio, Prestissimo, Adagio - Allegro molto

PAUSE

ALBERT ROUSSEL
geb. 1869

PSALM 80 FÜR TENORSOLO, CHOR UND ORCHESTER, OP. 38*

* Erstaufführung in Basel

Konzertmeister: Gertrud Flügel
Konzertflügel: C. Bechstein. (Alleinvertretung Hug & Co.)

Text umstehend

Karten zu Fr. 8.25, 6.60, 4.40 und 2.20 bei Hug & Co., Freiestrasse 70a und an der Abendkasse. Verkauf ab Donnerstag, 17. Januar. Für Mitglieder Vorbezugsrecht und Preisermässigung ab Montag, 14. Januar. Programm mit Text 30 Cts.

4. Konzert im Ab., 27. März, Hans Hubersaal. Gastdirigenten: Fritz Hirt, Walther Geiser. Solisten: Valerie Kägi (Klavier), Joseph Verelst (Oboe), Werner Speth (Horn). Werke von Haydn, Mozart, Beck, Geiser.

5. Konzert im Ab., 15. Mai, Hans Hubersaal. Gastdirigenten: Walter Kägi, Philippe Strübin (Chorleitung). Solist: Max Meili (Tenor). Werke von Erlebach, Händel, Purcell; Französische und englische Madrigale des 16. Jahrhunderts.

geläuterten Einfachheit leichter aufzunehmen ist. (In Luzern habe ich dieser Tage das zweite Konzert von dem 23jährigen Zoltán Kocsis gehört.) Bei jenem Basler Abend gab Sacher auch Werke von Roussel und Hindemith, die ebenfalls zugegen waren.

Im Hotel Metropol fand ein Après-concert statt. Annie Tschopp, die Geigerin und Bratschistin, mit der ich bei einem Interpretationskurs für Neue Musik unter Wladimir Vogel teilgenommen hatte, stellte mich Bartók vor. Ich sprach eine Weile mit ihm. Die innere Abwehr bei Bartók war deutlich zu spüren. Er war, ein ganz introvertierter Mensch, vor allem scheu. Im Jahr 1938 sah ich ihn erneut, als er mit seiner Frau Ditta die Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug, ein Auftragswerk der IGNM Basel zu ihrem Jubiläum, zur Uraufführung brachte. Ich wohnte den letzten Proben im Saal des Konservatoriums bei, und ich weiss, dass ich Bartók nach der letzten Probe auf dem Podium in den schwarzen Mantel half.

Jener Matinee mit drei Uraufführungen (Bartók, Roussel, Willy Burkhard) folgte am Nachmittag ein Empfang von Paul und Maja Sacher in ihrem Haus auf dem Schönenberg über Pratteln. Eine Kolonne von Wagen fuhr die schmale Strasse hinauf. Ich sass mit Gix Staehelin allein in ihrem Wagen; als sie sich nach dem folgenden Wagen umsehen wollte, fuhr sie in den kleinen Graben am Strassenrand. Mit Kunst manövrierte sie ihr Vehikel heraus, und wir landeten unversehrt im Haus.